

Ein Dialog über das Dazwischen als metaphorische Figur und Herausforderung der Gestaltung

Torben Körschkes, Frieder Bohaumilitzky



In unserer Funktion als Designer haben wir die räumliche Anordnung und Gestaltung der Tagung *Denken des Dazwischen, Poetik des Medialen*¹ übernommen: Der Konferenzsaal bestand aus fünf individuell² gestalteten Inseln und ihren Zwischenräumen. Den Teilnehmenden und Besucher:innen wurden in der Reihenfolge ihres Eintreffens am Einlass je eine Insel zugewiesen, auf der sie Platz nehmen konnten. Die Verteilung erfolgte also an beiden Konferenztagen zufällig. Auch Vortragende und Moderierende bekamen so einen Platz zugewiesen. Zwischen den Vorträgen gab es 15-minütige Pausen und damit die Möglichkeit zum insel-internen Austausch. Die Inseln wurden in diesen Pausen mit Getränken (Kaffee, Wasser) versorgt.

Im folgenden Dialog reflektieren wir unser Raumkonzept sowie das Dazwischen als Moment der Gestaltung und fragen, wie das Ungestaltbare, das Unentschiedene, das Ungreifbare Teil eines Gestaltungsprozesses sein können. Wir verfolgen dabei zwei Ansätze: 1) die Frage, ob der Zwischenraum im konkret-räumlichen Sinne oder als *metaphorische Figur* zu verstehen ist. 2) ob die Rolle der Gestaltenden darin besteht, *für* jemanden zu gestalten oder *mit* jemandem. Dabei gehen wir auch den politischen und emanzipatorischen Dimensionen eines Denkens des Dazwischen im Kontext von Gestaltung nach.

Zwischenräume

TK: Ein Dialog über das *Dazwischen*: da denke ich sofort an all das, was in diesem Dialog-Dazwischen passieren wird, also was zwischen meinem Text hier und deiner Antwort gleich, morgen, in ein paar Tagen verloren geht oder hinzu kommt. Das ist ja eigentlich genau der Teil, den wir nicht gestalten können: das Dazwischen lässt sich nicht gestalten, macht jede Kommunikation zum Wagnis. Und trotzdem hatten wir bei

-
- 1 Jahrestagung der AG Medienphilosophie in der Gesellschaft für Medienwissenschaft in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Ästhetik an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, 11. bis 12. April 2022.
 - 2 Eine der Inseln wurde von Petja Ivanova gestaltet.

der räumlichen Konzeption der Tagung den Anspruch, ein Dazwischen zu ermöglichen, das heißt ein räumliches Setting zu gestalten, das das ungestaltbare Dazwischen hervorhebt.

Der Begriff *Dazwischen* verweist einerseits auf die Lücken zwischen Dingen, auf das, was *zwischen* einem *da* und dem nächsten liegt, wobei dieses *da* etymologisch sowohl zeitlich als auch räumlich verstanden werden kann. Vielleicht fragt der Begriff darüber hinaus aber auch danach, *wo* denn dieses *Zwischen* anfangen oder aufhören soll und deutet so auf die Unmöglichkeit einer Grenzziehung hin. Bevor wir darüber sprechen, was diese Grenze mit Gestaltung zu tun hat, möchte ich zunächst die räumliche und metaphorische Dimension des Dazwischen aufnehmen.

Der Schriftsteller Thomas Bernhard schreibt in seinem kleinen Buch *Wittgensteins Neffe* an einer Stelle selbstreflektierend: »Ich gehöre zu den Menschen, die im Grunde keinen Ort auf der Welt aushalten und die nur glücklich sind *zwischen den Orten*, von denen sie weg und auf die sie zufahren.«³ In diesem Sinne möchte ich zunächst vom Dazwischen sprechen. Dieses Dazwischen ist eine Konstruktion, eine Hierarchisierung von Orten, der die Vorstellung zugrunde liegt, dass es zwischen diesen Orten eine klare Trennung gäbe: A – Dazwischen – B. Man könnte auch argumentieren, dass der Zwischenraum zwischen Wien und Nathal, von dem Bernhard hier spricht, selbstverständlich auch gestaltet ist, aus Straßen, Landschaftsplanung usw. besteht. Aber darum geht es nicht. Vielmehr ist dieses *zwischen den Orten* auch bei Bernhard von einem qualitativen Unterschied zu den Orten selbst. Diese Qualität ist schwer zu fassen, und gerade das zeichnet das Dazwischen aus: als Dazwischen begriffen bleibt es irgendwie identitätslos und ungreifbar. Das bedeutet nicht, dass wir diesen konkreten Raum zwischen Wien und Nathal nicht auch anders beschreiben könnten: wir können ihn auch als identitätsbeladene Landschaftsromanze formulieren. Damit würde er aber kein Dazwischen mehr darstellen. Ich verstehe das Dazwischen folglich als *metaphorische Figur*, die einen Raum beschreibt,

3 Thomas Bernhard, *Wittgensteins Neffe. Eine Freundschaft*, Frankfurt/M. 1983, S. 144.

der sich unserer Kontrolle und Zuschreibungen weitestgehend entzieht. Ganz im Sinne des *Zwischen-den-Stühlen-Stehens*, das heißt als Anspielung auf eine Unentschiedenheit, ein Noch-Nicht, ein Hin- und hergerissen-Sein. Die Schriftstellerin Judith Schalansky fragt in ihrem Buch *Verzeichnis einiger Verluste* sinngemäß: Wo endet das Meer und wo beginnt das Land?⁴

Das Meer als metaphorische Figur des Dazwischen

FB: Als wir ganz praktisch darüber nachgedacht haben, wie wir das, was in den Gesprächen während der Pausen einer Konferenz geschieht, gegenüber dem, was als offizielles Konferenzgeschehen mit Vorträgen vorgesehen ist, mehr Raum geben können, haben wir zunächst versucht, kleine Inseln zu gestalten. Wir haben sogar darüber nachgedacht, die Konferenzteilnehmenden auf diesen Inseln festzuhalten, damit sich kleine Teams bilden und die Teilnehmenden darüber nachhaltiger ins Gespräch kommen. Wir haben aber nicht nur Inseln geplant, sondern auch darüber nachgedacht, was dazwischen passiert. Wir haben dabei an Kinder gedacht, die beim Laufen versuchen, die Fugen zwischen den Gehwegplatten nicht zu betreten, und über Staubsaugerroboter gelacht, die zwischen den Inseln der Teilnehmenden hin und her fahren und mit Snacks und Drinks beladen sind, damit diese ihre Inseln nicht verlassen. Wir haben also sowohl darüber nachgedacht, Inseln zu gestalten, als auch mit einer Unüberwindbarkeit des Dazwischen zu spielen und es damit doch selbst zu gestalten. Nicht zuletzt aus den üblichen Kostengründen wurden dann aus den Staubsaugern wir selbst, die in den Pausen Snacks und Drinks an die Teilnehmenden gereicht haben, die entgegen unserer ursprünglichen Idee natürlich alle ihre Inseln verlassen hatten und sich dazwischen tummeln.

TK: Wir haben mit der Metapher der Insel angefangen oder genauer, der Inselgruppe, dem Archipel, einer Geografie des Dazwischen. Inseln

4 Judith Schalansky, *Verzeichnis einiger Verluste*, Berlin 2018, S. 36.

werden in aktuellen Diskursen nicht mehr (ideologisch) reduziert auf »sites of simplicity«⁵ oder »laboratories«⁶, wie es bei einigen Denker(in-nen?) der Moderne der Fall war und in dem Buch *Anthropocene Islands: Entangled Worlds* von Jonathan Pugh und David Chandler nachzulesen ist. Die beiden Autoren beschreiben eine Diskursverschiebung in den letzten Jahrzehnten: von der Trennung von Mensch und Natur und dem Willen oder Wunsch, die Welt als ein kohärentes, kontrollierbares und managebares System zu begreifen, hin zu einem Fokus auf »relational entanglements, interactions and feedbacks«⁶: einem Bewusstsein für die unendliche Komplexität der Welt, die sich nicht auf eine Erzählung herunterbrechen lässt. Sie zitieren Derrida: Wenn der Glaube an das Denken der Moderne kollabiert, sind wir mit der Realisierung konfrontiert, »that »[t]here is no world, there are only islands.«⁷ Ein schönes Zitat. Einer der bekanntesten Archipelago-Denker ist vermutlich der Schriftsteller und Philosoph Édouard Glissant. Der Kurator Hans Ulrich Obrist fragt ihn in einem Interview, welche Art von Architektur unsere »archipelagic world« erfordern würde. Glissant antwortet, dass die Architektur bisher eine Gemeinsamkeit hatte: das Monumentale. Es ging darum, sich zu zeigen. Es ging darum, Platz einzunehmen. Dann überlegt er: »Perhaps in our world today, our archipelagic world of Relation and rhizomes, the basis and the role of architecture will no longer be to show the monument, but to show the invisible.«⁸ Das Dazwischen?

Wie du richtig schreibst, ging es uns bei der Gestaltung der Konferenz nicht nur um die Inseln, sondern eben auch um das, was zwischen den Inseln passiert. Zwischen den Inseln liegt das Meer. Ich würde das Meer gerne als produktive Metapher verstehen, weil es, so mutmaßlich, auf verschiedenen Ebenen hilft, den Zwischenraum zu denken:

5 Jonathan Pugh, David Chandler, *Anthropocene Islands: Entangled Worlds*, London 2021, S. XI.

6 Ebd., S. X.

7 Jacques Derrida, *The Beast and the Sovereign* (Vol. 2), Chicago 2009, zitiert nach Pugh, Chandler, *Anthropocene Islands: Entangled Worlds*, a.a.O., S. 2.

8 Édouard Glissant, Hans Ulrich Obrist, *The Archipelago Conversations*, 2021, S. 52.

- 1) Es verdeutlicht die Schwierigkeiten, das Dazwischen zu fassen – physikalisch entrinnt das Meerwasser der Hand, die es zu greifen versucht; es ist ständig in Bewegung, seine Grenze nicht exakt zu bestimmen.
- 2) Das Meer offenbart eine Möglichkeit, um über die sozialen, kulturellen und politischen Zuschreibungen des Dazwischen nachzudenken. Das Meer war und ist in all diesen Dimensionen umkämpft, gerade weil es aus (vor allem westlicher) nationalstaatlicher Land-Perspektive als Dazwischen dargestellt wird, mit Dazwischen-Figuren und Dazwischen-Ökonomien wie der Piraterie des 17. Jahrhunderts. Und diese sind unterdrückte Figuren und Ökonomien, weil sie in die Lücken und Brüche des jeweiligen Herrschaftssystems fliehen mussten, um diesem zu entkommen. In den Lücken und Brüchen, im Dazwischen eben, entstehen dann eigene Systeme: Im Fall der angesprochenen Pirat:innen des 17. Jahrhunderts egalitäre, heterogene, vielsprachige Schiffsgemeinschaften, die von den Landmächten dauerhaft bedroht sind.⁹ Die Landmächte dulden im Grunde kein *Dazwischen*, wenngleich sie es produzieren. Daraus ergibt sich die Frage, die sicherlich auch im Kontext der Gestaltung von Interesse ist: Von wo aus ist das Dazwischen ein Dazwischen? Wer definiert das *Da* und das *Zwischen*? Wie sieht das Dazwischen von innen heraus aus? Das Dazwischen erscheint mir hier als hegemoniale Denkfigur, die vor allem in einem Denken geschlossener, statischer (Land)Systeme das zu kategorisieren versucht, was sich ihrer Logik entzieht.

FB: Das historische Beispiel der Piraterie des 17. Jahrhunderts, die den Herrschaftssystemen entkam und egalitäre, heterogene, vielsprachige Schiffsgemeinschaften auf dem Meer gründete, klingt vielleicht etwas romantisch und aus einer künstlerischen Intervention in eine Anwaltskanzlei – die Reedereien berät, deren Schiffe von Piraten aufgebracht wurden – weiß ich, dass Pirat:innen heute nicht mehr als Schiffsgemeinschaften auf dem Meer leben, sondern an den Küsten sogenannter

9 Ausführlich werden diese Gemeinschaften vorgestellt in: Peter Linebaugh, Marcus Redeker, *Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks*, Berlin 2022.

failed states. Zwei Faktoren führen zu dieser Piraterie: 1. Die Menschen am Meer werden nicht (mehr) an der Ressourcenausbeutung beteiligt. 2. Der Staat, in dem die Menschen leben, hat nicht (mehr) die Kontrolle über sein gesamtes Staatsgebiet. Beispiele dafür sind Somalia und Nigeria. In Somalia haben Fangflotten aus Europa die Fischbestände vor der Küste leergefischt, so dass die Fischer:innen sich etwas anderes suchen mussten und nun Schiffe vor Somalia aufbringen und Lösegeld erpressen. In Nigeria werden Ölvorkommen vor der Küste durch große Konzerne ausgebeutet, die damit einhergehenden Umweltschäden haben die Fischbestände so beeinträchtigt, dass die Fischer:innen sich etwas anderes suchen mussten und nun Tanker aufbringen, die Besatzung umbringen und das Öl auf den Tankern verkaufen. Die extensive Nutzung des Meeres durch verschiedene Nationen hat den Fischer:innen hier also die Lebensgrundlage entzogen. Demnach wurde hier auch das Meer als Metapher des Dazwischen so gestaltet, dass eine egalitäre, heterogene und vielsprachige Wirklichkeit sich dort nicht mehr herausbilden kann. Folglich wird das Dazwischen gegenwärtig sehr wohl gestaltet und diese Gestaltung eines möglichen Freiraums für marginalisierte und diskriminierte Communities ist ein anhaltendes Problem. Das Meer als Dazwischen ist dabei ja nicht mehr egalitär, sondern umkämpft von – um deine Worte zu verwenden – Landsystemen, die es ausbeuten wollen.

TK: Du schreibst, dass das Meer als Metapher des Dazwischen hier »so gestaltet [wurde], dass eine egalitäre, heterogene und vielsprachige Wirklichkeit sich dort nicht mehr herausbilden kann. Folglich wird das Dazwischen gegenwärtig sehr wohl gestaltet und diese Gestaltung eines möglichen Freiraums für marginalisierte und diskriminierte Communities ist ein anhaltendes Problem.« Ich stimme dir zu und denke, man kann es auch so formulieren: In dem Moment, in dem das Meer auf die von dir beschriebene Weise gestaltet wird, das heißt, ihm eine Ordnung und darüber eine Exklusivität eingeschrieben wird, kann es nicht mehr im Sinne der gerade beschriebenen *metaphorischen Figur des Dazwischen* verstanden werden. Das Dazwischen wurde dann gewissermaßen *ausgestaltet*.

Gestaltung als Wagnis

FB: Wenn ich an das Dazwischen im Kontext von Gestaltung denke, kommt mir nicht sofort der große Möglichkeitsraum in den Sinn, für den das Meer stehen könnte. Stattdessen denke ich an eine Schwierigkeit des Gestaltens: Der Versuch mit der Gestaltung von sozialen, kulturellen und politischen Räumen Möglichkeiten zu schaffen, ohne deren Ausgestaltung gleich mit vorwegzunehmen. Als Dazwischen würde ich dann eher das verstehen, was zwischen dem bereits Gestalteten und dem noch nicht Ausgestalteten liegt. Das wäre dann vielmehr eine Art Grenze und damit irgendwie wesentlich kleiner als ein Meer. Außerdem bin ich mir nicht sicher, ob das Dazwischen tatsächlich so ungestaltet ist, wie die Meermetapher uns glauben machen will. Vielleicht zeigt uns die Konferenz, dass der leere Boden des Konferenzraumes wie das Meer gar nicht so ungestaltet ist, wie wir glauben. Das Dazwischen ist vielleicht gar nicht das vermeintlich leere Meer, sondern liegt stattdessen zwischen der gestalteten Insel und dem vermeintlich noch ungestalteten Meer. Wäre es möglich, das Dazwischen nicht mit der Leere gleichzusetzen, sondern als die Grenze zwischen der Leere und dem Etwas zu verstehen? Darin könnte ich dann das für Designer:innen mit sozialen, kulturellen oder politischen Anliegen ebenso zentrale wie unauflösbare Problem verorten: Das Dazwischen ist nämlich auch kein großer Strand, der die Insel vom Meer trennt, stattdessen ist es eine solch haarfeine Grenze, dass sie kaum zu treffen ist. Diese Grenze zu provozieren, hervorzuheben und nutzbar zu machen, ist meines Erachtens das ebenso unerreichbare wie gesetzte Ziel von sozialer, kultureller und politischer Gestaltung.

TK: Daraus folgen würde für die Gestaltung der Konferenz: die Pause nicht nur als Dazwischen der Vorträge zu verstehen. Den Platz zwischen den Stühlen nicht nur als Dazwischen der Stühle zu verstehen usf.

FB: Ich würde gerne noch auf die Schwierigkeiten hinweisen, die beim Versuch, das Ungestaltbare zu gestalten, unweigerlich auftreten. Wir haben diese Schwierigkeit gerade selbst erlebt: Wir waren gemeinsam

auf einer weiteren Konferenz und haben dort ein Panel zu »Black Resistance, Social Activism, and Science Fiction and Fantasy« besucht. Alle Vortragenden des Panels waren weiß, sprachen aber über Schwarze Kultur. Wir haben uns gefragt, was das im Kontext von einer wissenschaftlichen Tradition, in der weiße Wissenschaftler:innen Schwarze als Fremde betrachtet haben, bedeutet und du hast angeregt, das zusammen mit den Zuhörenden zu diskutieren. In diesem Zusammenhang hast du gesagt, dass zwischen »über jemanden sprechen« und »für jemanden sprechen« nur eine sehr dünne Linie liegt (»there is a very thin line between talking about someone and for someone«). Als sozial und politisch engagierte Gestalter:innen wollen wir solidarisch mit marginalisierten Communities zusammen gestalten, dabei jedoch nicht über ihre Köpfe hinweg für sie entscheiden. Laut dem Designtheoretiker und Architekten Jesko Fezer und seiner Idee des Parteiischen Designs war jedoch in »der Geschichte des Designs als Trägerin aufklärerischer und universalistischer Ideale, [...] Design immer eine wohlwollend paternalistische Praxis, die auf andere und ihre vermeintlichen Probleme bezogen handelte.«¹⁰ Wie gehen wir damit um? Die Linie – oder Grenze – zwischen der solidarischen Gestaltung für beziehungsweise mit Menschen und der paternalistischen Gestaltung über die Köpfe der betreffenden Personen hinweg ist nun mal schwer zu treffen. Diese Schwierigkeit ist meine permanente Herausforderung. Ich teile trotzdem deine Hoffnung, das Meer als produktive Metapher verstehen zu können. Mein Ansatz wäre dabei zunächst, die oben beschriebene Linie oder Grenze zu provozieren, sie sichtbar zu machen, damit wir sie diskutieren können.

Was unsere Gestaltung der Konferenz anbelangt, müssen wir uns vielleicht fragen, wie wir mit dieser Herausforderung umgegangen sind. Aus unseren gemeinsamen Gesprächen weiß ich, dass wir beide eigentlich ganz froh darüber waren, dass die Konferierenden die von uns gestalteten Inseln direkt verlassen haben, obwohl es unser Gestaltungs-konzept erstmal durcheinandergebracht hat.

10 Jesko Fezer, »Parteiisches Design«, in: Christoph Rodatz, Pierre Smolarski (Hg.), *Was ist Public Interest Design?*, Bielefeld 2018, S. 220.

TK: Wie du sagst, gibt es einen Unterschied »zwischen der solidarischen Gestaltung für beziehungsweise mit Menschen und der paternalistischen Gestaltung über die Köpfe der betreffenden Personen hinweg.« Dabei halte ich für eines der größten Probleme, die eigene Position zu verschleiern oder – fast noch schlimmer – sich ihrer nicht bewusst zu sein. Nur wenn ich die Position und Macht der Gestalter:innen kenne und verstehe, kann ich mich ihnen gegenüber verhalten. Und nur in diesem *Sich-zu-etwas-Verhalten* liegt die Möglichkeit, sich dem Paternalismus jeder Vorgabe zu widersetzen.

Das hat, würde ich sagen, auf der Konferenz ganz gut funktioniert. Wir haben die Ankommenden per Zufall einer Sitzinsel zugeordnet, was in sich schon ziemlich übergreifend ist. Dann haben wir sie aufgefordert den gesamten Tag über in dieser Insel zu bleiben und sich mit den anderen Teilnehmenden, die zufällig in der gleichen Insel gelandet sind, auszutauschen. Ziemlich unverschämt, gerade wenn man bedenkt, dass manche Inseln aus Gymnastikbällen, Baumstümpfen oder papiergefüllten Müllsäcken bestanden und für einige Personen keine sehr angenehme Sitzmöglichkeit boten. Aber die Geste war eindeutig und die Reaktion vieler Besucher:innen auch: sie haben sich in den Zwischenraum begeben, unsere Gestaltung *verlassen*, sich ausgetauscht mit wem sie wollten. Sie haben erkannt, wogegen sie sich wenden können.

Die Leerstelle sichtbar machen

FB: Damit ich die Herausforderung, nicht über jemanden hinweg, sondern für jemanden und mit jemanden zu gestalten, nicht nur problematisiere, sondern auch produktiv mache, würde ich gerne ein Beispiel für einen möglichen Weg nennen, damit umzugehen: In ihrem Buch *Agonistik* erzählt die Politikwissenschaftlerin Chantal Mouffe von der Arbeit *Skoghall Konsthall* des Künstlers Alfredo Jaar, dem es Mouffe zufolge nicht darum geht, Menschen zum Handeln zu veranlassen, indem man Lektionen über den Zustand der Welt erteilt, sondern in dem man in ihnen den Wunsch nach Veränderung weckt. Dieser Prozess soll Menschen ihre unbewussten Überzeugungen infrage stellen lassen.

Sie beschreibt die Arbeit wie folgt: »Als ihn die für ihre Papierindustrie bekannte schwedische Stadt Skoghall zur Schaffung eines Kunstwerks einlud, stellte Jaar fest, dass es dort kein Gebäude für Kunstausstellungen gab. Also machte er es sich zur Aufgabe, mit Unterstützung eines großen Papierherstellers eine Kunsthalle aus Papier zu bauen und Skoghall eine Heimstatt für die Kultur zu schenken. Einen Tag nach seiner Eröffnung mit einer Ausstellung von Werken junger schwedischer Künstler, beschloss Jaar, sollte das Gebäude niedergebrannt werden. Und genau so geschah es, obwohl eine Gruppe von Bürgern ihn bat, das Gebäude zu erhalten. Obwohl er über diese Reaktion sehr erfreut war, erklärte Jaar, er wolle der Stadtgemeinschaft keine Institution aufoktroieren, für die sie nicht gekämpft habe.«¹¹ Jaars Mittel der Wahl, um der Unmöglichkeit zu begegnen, eine Grenze exakt zu treffen, ist also die Temporalität. Jaar versucht, das Dazwischen nur temporär zu gestalten. Der »Stadtgemeinschaft keine Institution aufoktroieren [zu wollen], für die sie nicht gekämpft habe,« ist meines Erachtens ähnlich, wie solidarisch gestalten zu wollen, ohne über die Köpfe der Menschen hinweg entscheiden zu wollen. Ob das Temporäre tatsächlich eine Lösung für die Herausforderung bei der Gestaltung des Dazwischen ist, wäre dann zu diskutieren, denn die Geschichte ging noch weiter: »Dank dieser Intervention wurde einer wachsenden Zahl von Bürgern in Skoghall bewusst, dass ihrer Stadt tatsächlich etwas fehlte. Sieben Jahre später wurde Jaar ein zweites Mal nach Skoghall eingeladen, um die erste dauerhafte Skoghall Konsthall zu entwerfen und zu bauen.«¹² Mouffe zufolge hat Jaar Menschen dazu gebracht, ihre eigenen Bedürfnisse zu artikulieren und zeigt damit seine Fähigkeit sich kritisch mit Institutionen auseinanderzusetzen.¹³

TK: Was ich an dem Beispiel der Kunsthalle aus Papier von Alfredo Jaar interessant finde, ist nicht so sehr die Kunsthalle selbst, als das, was

11 Chantal Mouffe, *Agonistik. Die Welt politisch denken*, Berlin 2015, S. 147.

12 Ebd.

13 Ebd. S. 148. Anmerkung der Verf.: Wir können diese zweite, gebaute Kunsthalle nicht finden und wissen nicht, ob sie tatsächlich gebaut wurde.

sie hinterlässt. Ich würde behaupten, dass Jaar hier eben nicht das Dazwischen gestaltet, sondern *etwas* gestaltet (die Kunsthalle aus Papier), das ein Dazwischen hinterlässt, einen ungeklärten Raum, der dann, im besten Fall demokratisch, neu verhandelt werden kann. Denn die Kunsthalle aus Papier selbst ist ja kein Dazwischen. Sie ist für eine kurze Zeit als materielle Institution vorhanden, setzt sich sozusagen in einen unsichtbaren Leerraum – die fehlende Kunsthalle der Stadt Skoghall –, um auf diesen Leerraum aufmerksam zu machen. Im Besetzen der Leerstelle, des Dazwischen, wird diese sichtbar und verschwindet paradoxerweise gleichzeitig. Das Kluge an Jaars Arbeit ist, dass er weiß, dass die durch Besetzung sichtbar gewordene Leerstelle keine Besetzung braucht, um sichtbar zu *bleiben*. Die dauerhafte Besetzung würde aus der *Leerstelle* (dem Dazwischen, dem Ungeklärten) nämlich eine *besetzte Stelle* machen. Er kann die Papierkunsthalle gar nicht stehen lassen, weil dann das Dazwischen nicht mehr vorhanden wäre und es keinen offenen (Möglichkeits) Raum mehr gibt, den es für eine demokratische Diskussion gerade braucht. Stattdessen blinkt seine Papierkunsthalle nur kurz auf, wie beispielsweise der Karneval vielleicht nur kurz aufblinkt, um die gesellschaftliche Ordnung in Frage zu stellen. Während der Karneval aber zum folgenlosen Spektakel geworden ist oder vielleicht immer schon folgenlos war, muss die in Skoghall nun sichtbar gewordene und tatsächlich als solche vorhandene Leerstelle jetzt von der Community verhandelt werden: Wollen wir überhaupt eine Kunsthalle? Was soll sie können? Wem steht sie offen? Wen soll sie zeigen? Usf.

Konferenz ohne Konferenz

FB: Ich denke, dass wir in unserem Gespräch gemerkt haben, dass es verschiedene Wege gibt, zu einem Verständnis zu gelangen. Ein Weg wäre vielleicht das eher utopische Denken. Der Versuch, sich über schöne und möglicherweise auch poetische Zitate und Ideen ein Dazwischen vorzustellen, das als produktive Metapher für die egalitäre, heterogene und vielsprachige Welt stehen kann, die wir suchen. Ein anderer Weg wäre vielleicht die Beschreibung einer Notwendigkeit, also über die Beobach-

tung von gegenwärtigen Problemen, ein Bild davon zu gewinnen, was für eine egalitäre, heterogene und vielsprachige Welt fehlt und zu überlegen, was dafür notwendig wäre. Spannend finde ich, dass sich mit diesen unterschiedlichen Wegen zur selben Idee gelangen lässt: Die Idee, dass etwas ungestaltet bleiben muss, unentschieden bleiben darf, offen gehalten werden soll, dazwischen bleiben kann oder – wie du geschrieben hast – paradoxerweise nur in seiner Identitätslosigkeit und Ungreifbarkeit begriffen werden kann. Auch die Idee, ein Designinteresse an etwas zu haben, das man eigentlich gerade nicht designen will, ist erstmal ein Paradox. Aber es scheint mir das zu sein, wonach wir suchen: ein Design ohne Design. Und um hier nochmal den Bogen zu spannen. Ich weiß, dass wir auch im Vorfeld mit dem, was Konferenzen nun mal sind, gehadert haben. Wir haben uns gefragt, was eine Konferenz als solche ausmacht. Dabei sind wir auf die Pausen gekommen, in denen man zwar keine Beiträge hört, sich aber trifft, miteinander ins Gespräch kommt und eventuell sogar diskutiert – quasi eine Konferenz ohne Konferenz.

TK: Daran anschließend fällt mir ein weiteres Beispiel ein: Die Mitgründerin des *Center for Contemporary Art*, CCA Kitakyushu in Japan, Miyake Akiko und der bereits erwähnte Hans Ulrich Obrist haben 2001 die Konferenz *Bridge the Gap* organisiert, die, überspitzt formuliert, nur aus Pausen bestand. Es scheint mir passend, unser Gespräch mit einem Zitat aus einem Ankündigungstext ihres Unterfangens zu beenden: »BRIDGE THE GAP starts from the observation that the most important things in conferences usually happen in the ›in between‹ – between different disciplines and geographies, but also in the ›in between‹ of the actual conference programme.«¹⁴

14 URL: <https://www.e-flux.com/announcements/43656/bridge-the-gap/> (letzter Aufruf: 10.01.2024).

Literatur

- Bernhard, Thomas, *Wittgensteins Neffe. Eine Freundschaft*, Frankfurt/M. 1983.
- Derrida, Jacques, *The Beast and the Sovereign* (Vol. 2), Chicago 2009.
- Fezer, Jesko, »Parteiisches Design«, in: Christoph Rodatz, Pierre Smolar-ski (Hg.), *Was ist Public Interest Design?*, Bielefeld 2018, S. 215–225.
- Glissant, Édouard, Hans Ulrich Obrist, *The Archipelago Conversations*, 2021.
- Linebaugh, Peter, Marcus Redeker, *Die vielköpfige Hydra. Die verborgene Geschichte des revolutionären Atlantiks*, Berlin 2022.
- Mouffe, Chantal, *Agonistik. Die Welt politisch denken*, Berlin 2015.
- Pugh, Jonathan, David Chandler, *Anthropocene Islands: Entangled Worlds*, London 2021.
- Schalansky, Judith, *Verzeichnis einiger Verluste*, Berlin 2018.